

Heimat – gemischte Gefühle und tiefe Prägungen

Beginnen wir mit der Politik, meinem Berufsfeld. Ein knappes halbes Jahr musste Deutschland warten, bis nach der Bundestagswahl 2017 endlich ein Koalitionsvertrag zustande gekommen war. Ein Aufatmen ging durchs Land und durch das politische Berlin. Erneut bildeten CDU/CSU und SPD eine große Koalition. Gespannt wurde nun auf die Personalien geschaut: Wer würde zukünftig welchen Posten im Kabinett übernehmen? Auch auf die Zuschnitte der Ressorts war man gespannt. Dabei wurde die größte Überraschung keine Person, sondern ein Thema: Heimat. CSU-Chef Horst Seehofer übernahm das Innenministerium – und wurde damit zum „Superminister“. Sein ohnehin nicht kleines Ministerium wurde um die Bereiche Bau und Heimat erweitert. Ein Heimatministerium, das hatte es bis dahin nur im Freistaat Bayern gegeben, und auch dort erst seit der laufenden Legislaturperiode.

Warum brauchte es für das Thema Heimat ein eigenes Ressort? Nicht jedem gefiel das. Es sei ein „Folklore-Ministerium“, spotteten die einen, die es für überflüssig erachten. Ein Einknicken gegenüber „rechten Wählerschichten“ wollten die anderen darin erkennen. Die Befürworter dagegen argumentierten, das Heimatressort sei eine politische Notwendigkeit. In einer Zeit, in der Verunsicherung darüber herrsche, was angesichts der massiven Zuwanderung eigentlich – um diesen umstrittenen Begriff zu verwenden – noch eine „Deutsche Leitkultur“ sei, könne das Heimatministerium helfen, sich die eigene Identität neu bewusst zu machen.

Wie auch immer man politisch zur Notwendigkeit eines Heimatmuseums stehen mag, eines ist angesichts dieser Debatte offensichtlich: Der Begriff Heimat erfährt eine neue Konjunktur in der politischen Welt. Und nicht nur dort. Heimat spielt wieder eine Rolle in Deutschland.

Und damit zum persönlicheren Teil. Was verbinde ich mit Heimat? Was regt sich da in mir, wenn ich Heimat höre? Gemischte Gefühle werden wach. Die Familiengeschichte taucht auf, tiefe Prägungen werden mir bewusst, aber auch einige Fragezeichen bleiben. Und eine himmlische Perspektive leuchtet auf.

Thüringen - das gelobte Land

In meiner Familiengeschichte beginnt „Heimat“ tatsächlich mit Folklore. Jedes Jahr an Heiligabend zog meine Mutter ihr schönstes Kleid an: Es war ein Dirndl. Irgendwann im Laufe des Abend flossen Tränen, und wie immer erzähle sie uns diese Geschichte:

Meine Mutter wurde in Litauen geboren. Die Großeltern, Teil der deutschen Minderheit, besaßen einen Bauernhof, meine Mutter war das jüngste von zwölf Geschwistern. Geboren 1936 erlebte sie einige glückliche Kinderjahre. Doch dann kam der Krieg, die Deutschen besetzen das Land. 1945 kamen die Russen, alle Deutschen mussten blitzartig aus Litauen flüchten. Sie hatten kaum Zeit, das Nötigste zusammenzuklauben. Meine Mutter war noch keine neun Jahre alt. Spärlich bekleidet machten die Flüchtenden sich auf den Fußmarsch durch den eisigen Winter. Um sich aufzuwärmen halfen manchmal die Kuhfladen auf den Weiden entlang der Straßen, in die die Kinder bei jeder Gelegenheit ihre Füße steckten. Als der Treck Polen erreichte, wurden die Flüchtlinge in Lagern interniert. Die Familien wurden getrennt, die Mutter meiner Mutter blieb jahrelang verschollen. Eine harte, gnadenlose Zeit, in der die Opfer an den Tätern Rache nahmen. Meine Mutter wurde geprügelt und missbraucht. Erst nach etlichen Monaten

ging die Reise weiter. Endlich kamen sie an: in Rauschengesäß, Thüringen. Die Zeiten waren hart, Wohnraum knapp, aber dennoch wurde die Familie herzlich aufgenommen. Der Opa, meine Mutter und zwei Brüder – sie allein waren übrig geblieben - fanden eine neue Heimat. Die Männer arbeiteten im Schieferbergbau. Schwere Arbeit, aber die erste Gelegenheit, wieder eigenes Geld zu verdienen und damit die Familie zu versorgen. Meine Mutter besuchte nur ein einziges Jahr lang die Schule, mit zwölf begann sie in einem Restaurant zu kellnern, um etwas zum Einkommen beizutragen. Später musste die Familie nach Niedersachsen umsiedeln, wie es der Schlüssel für Flüchtlinge vorsah. Schweren Herzens verließen sie die freundlichen Nachbarn. Zum Abschied bekam meine Mutter ein Dirndl-Kleid geschenkt. So eines, wie sie es später immer an Heiligabend trug.

Man hielt Kontakt nach Rauschengesäß, doch nach dem Bau der Mauer im August 1961 waren keine Besuche mehr möglich. Für meine Mutter blieb Thüringen immer „das gelobte Land“. Nur dass es in weiter Ferne lag. Thüringen, das war die Heimat.

Und dann kam 1989. Kerzen und Gebete. Die Mauer fiel. Und wie das Leben so spielt: Zehn Jahre später zog ich mit meiner Frau und zwei Kindern nach Gera, wo ich eine Pastorenstelle übernahm. Meine Mutter ist vor einigen Jahren gestorben. Doch sie hat es noch miterlebt: Drei weitere ihrer Enkel sind in Thüringen geboren. Man kann eigentlich nicht in Worte fassen, was ihr das bedeutet hat. Und für mich wird die Wiedervereinigung, und besonders am Tag der Deutschen Einheit immer ein Anlass zum Staunen und zu großer Dankbarkeit bleiben.

Heimat, das lehrt mich meine Familiengeschichte, ist nicht nur dort, wo du Dirndl trägst, sondern dort, wo du willkommen bist. Wo du einen neuen Anfang wagen darfst. Wo du eine Chance bekommst. So hat es meine Mutter erlebt. Sie hat es niemals vergessen. Und so habe ich es von meiner Mutter „geerbt“.

Nordfriesland - Liewer düd aß Slaawe

Thüringen kannte ich als Kind nur aus den Erzählungen meiner Mutter. Geboren bin ich in Niedersachsen. Doch dort blieben wir nur wenige Jahre. Die Ehe meiner Eltern zerbrach, und meine Mutter ging mit ihrem neuen Mann und uns Kinder in den Norden, kurz vor die Dänische Grenze. In Nordfriesland gab es günstiges Bauland. Wir zogen in ein kleines Dorf mit mehr Schafen als Menschen; gerade einmal 150 Seelen lebten hier in im beschaulichen Soholm. Das Eingewöhnen fiel uns schwer. Man sprach Plattdeutsch im Dorf, manche der Älteren auch Friesisch. Wir hatten Mühe, sie zu verstehen. Und mit jedem Wort aus unserem Mund wurden wir als Außenseiter erkannt, als Zugereiste, und damit als Fremdkörper in der kleinen, eingefleischten Dorfgemeinschaft. Sechzehn Jahre lebte ich dort. Nie habe ich mich wirklich heimisch gefühlt.

Und doch hat die friesische Mentalität mich tief geprägt. Auch wenn ich das erst Jahre später im Rückblick festgestellt habe. Liewer düd aß Slaawe – lieber tot als Sklave – heißt der Wahlspruch der Friesen. Die Menschen im Norden sind eigensinnig und unabhängig, geprägt von der Weite des flachen Landes. Sie fahren Motorrad oder schippern im Boot auf die raue See hinaus. Wie sehr mich die Weite und Freiheit Nordfrieslands geprägt hat, habe ich erst richtig verstanden, als ich eine Schweizerin heiratete. Die Berge sind Christines Heimat. Sie bestaunt die Majestät der Gipfel – ich fühle mich eingeeengt in den Tälern. Zugereister oder nicht: Auch in mir steckt etwas von diesem unbändigen Freigeist. In der Familie und in der Schule begehrte ich schon früh gegen Autoritäten auf. Ich wollte mein eigener Herr sein, frei von Konventionen und Zwängen - und bin, so paradox es eigentlich ist, gerade dadurch in verschiedene Süchte

abgerutscht: Trinken, Drogen und schließlich Glücksspiel. Mit der Flasche in der Hand kam ich mir stark und ungebunden vor, doch irgendwann wurde ich abhängig. Und eine Sucht - das ist das absolute Gegenteil von Freiheit. Du bist gezwungen, du musst trinken, du musst spielen. Dein ganzes Leben kreist darum Geld zu beschaffen für den nächsten Kick. Ein Gefängnis. Und eine brutale Erniedrigung für einen Freigeist, sich das einzugestehen...

Doch die Freiheit hat gesiegt. Es waren Christen, die mir halfen, wieder frei zu werden. Sie erklärten mir, wie ich mein Leben Gott anvertrauen konnte. Ich war so tief am Boden, dass ich nach diesem letzten Strohalm griff. Ich bat Gott um Vergebung. Das war wie ein nach Hause kommen. Und dabei habe ich ein Wunder erlebt: Jesus hat mich frei wirklich gemacht. Frei von der Sucht, und mehr noch: frei, mir helfen zu lassen und eine christliche Therapie zu beginnen.

Diese Erfahrung hat mein Gottesbild geprägt und eine neue Heimat für mich geschaffen. Geistliche Heimat, das ist für mich da, wo ich frei glauben und denken kann. Wo ich nicht gezwungen werde, sondern mich freiwillig vertrauensvoll in Gottes Hände gebe. Und wo Gott mich freisetzt, ein Leben zu führen, das ihm dient und dass auch andere in die Freiheit führt.

Ich staune, wie sich hier meine friesische Prägung und meine Glaubenserfahrung zu einem neuen Gefühl von Heimat verbunden haben.

Yad Vashem – meine Sprache

Noch eine Erfahrung möchte ich schildern. Ein ganz anderer Blick auf den Begriff Heimat. Vielleicht die Perspektive von vielen aus meiner Generation.

Wir sind geprägt durch die sogenannte 68er Bewegung. Auch wenn ich nur noch die Ausläufer der 68er selber bewusst miterlebt habe (ich bin Jahrgang 1964), so hat sie mich doch entscheidend beeinflusst. Die 68er brachen mit der Generation ihrer Väter und Großväter, die sich über ihre Erfahrungen zur Nazizeit in Schweigen gehüllt hatten. Doch schweigen die Väter, so reden die Söhne. Knallhart rechneteten sie mit den Altvorderen und ihren Idealen ab. Begriffe wie Vaterland oder Heimat standen unter Generalverdacht. Auch mir bleiben sie immer suspekt. Und wer von sich sagte, er sei stolz darauf ein Deutscher zu sein – so jemand konnte doch nur ein verkappter Nazi sein. Wir schämten uns für unsere Geschichte und für unser Land. Lange Zeit habe ich mich innerlich dagegen gewehrt, dass ein Deutscher bin. Natürlich verweigerte ich den Wehrdienst. Nicht aus Gewissensgründen, wie ich vorgab, sondern aus fehlender Identität. Europäer, Weltbürger – das waren die Schilder, die ich mir anklebte. Deutsch sein, das ging gar nicht. Noch 2016, als die jungen Leute bei der Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland mit der Hand auf der Brust die Nationalhymne intonierten, bekam ich zittrige Hände und leichte Schweißausbrüche.

Doch dann war da dieser Tag in Yad Vashem. Ausgerechnet dort, in der israelischen Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem, wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass ich ein Deutscher bin, Teil einer Gemeinschaft mit einer gemeinsamen Sprache und Geschichte. Ich lief durch die Ausstellung und sah mir die Exponate an. Die „Kauft nicht bei Juden“ Schilder, die Listen mit Namen und Verboten, den Torbogen mit der Aufschrift „Arbeit macht frei“ aus dem Vernichtungslager in Auschwitz. Vor mir stand eine Schulklasse. Ihr Lehrer übersetzte den Kindern die Aufschriften ins Hebräische. Und wie ihn ansah, wurde mir schlagartig bewusst: Ich brauchte keine Übersetzung. Ich konnte die Worte auf den Bildern in meiner eigenen Sprache lesen. Nie zuvor habe ich mich so deutsch gefühlt. Nicht etwa schuldig, auch schämte ich mich nicht – aber ich war mitten drin im Geschehen. Plötzlich war mir klar: Ich kann noch so sehr mit den Symbolen meiner

Nation hadern, ich kann mich selbst noch so sehr als Weltbürger sehen wollen. Es ändert nichts: ich bin Deutscher – und jeder Nichtdeutsche bemerkt das, wenn er sieht, dass ich hier in Yad Vashem auch ohne Dolmetscher die Schilder der Nazis lesen kann.

In mir hat das etwas geweckt, was mich seither nicht wieder verlassen hat. Eine Art nie gekannter Dazugehörigkeit. Ein Verantwortungsgefühl ist erwacht. Verbunden mit einer tiefen, demütigen Dankbarkeit für die Entwicklung, die Deutschland nach 1945 genommen hat. Ich bin Deutscher. Das nimmt mich in die Pflicht. Und es macht mich dankbar: Für die Rolle der Kirchen, die mit dem Stuttgarter Schuldbekenntnis vom Oktober 1945 einen Neuanfang eingeleitet haben. Für unseren Rechtsstaat, für die Demokratie, für die soziale Marktwirtschaft, für unser Grundgesetz.

Heute singe ich die Nationalhymne mit, auch wenn mir das wohl niemals so unbefangen gelingen wird, wie die Generation nach mir. Ich bekenne mich offen und bereitwillig dazu, ein Deutscher zu sein.

Und indem ich nicht mehr davor fliehe, bin ich frei, Verantwortung zu übernehmen. Ich versuche meinen Teil dazu beizutragen, dass wir Deutschen ein Volk bleiben, das aus seiner Geschichte gelernt hat. Nur so können wir vermeiden sie zu wiederholen. Wir haben eine besondere Verantwortung. Für Flüchtlinge, die in unser Land kommen. Für diskriminierte Minderheiten im nationalen und im globalen Kontext. Ich war aufrichtig stolz, als die Bundeskanzlerin 2015 Herz zeigte, und angesichts einer humanen Katastrophe die Grenzen geöffnet hat.

Wenn wir in Deutschland heute über Heimat diskutieren, dann sollten wir das unverkrampft tun. Ohne ideologische Vorhalte, sondern ehrlich wahrnehmen, was uns Deutsche ausmacht. Was wir gelernt haben.

Denn genau das kann uns freisetzen, unsere neuen Werte mit anderen zu teilen.

Aber wir sollten zugleich wachsam sein, dass sich hinter der harmlosen Vokabel Heimat kein neuer Nationalismus anschleicht. Denn auch das gehört zur bitteren Wahrheit von Yad Vashem: Wir sind verführbar. Stolz darf nicht zum Überlegenheitsgefühl werden und andere Völker oder Gruppen erniedrigen. Niemanden. Nie wieder.

Die Bibel – das portative Vaterland

Und noch ein letztes. Heimat, das ist mehr als der Ort, an dem ich lebe. Heinrich Heine war es, der große deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, der die Bibel als „das portative Vaterland“ der Juden bezeichnete. Er war der Frage nach gegangen, was die Identität des jüdischen Volkes ausmachte, das doch über Jahrhunderte immer wieder vertrieben worden war. Die Heimat der Juden, so stellte Heine fest, sei eine geistige, eine tragbare Größe.

Was Heine zu seiner Zeit noch nicht ahnen konnte: Die Juden haben mit der Gründung des Staates Israel im Jahre 1948 auch wieder eine geografische Heimat. Und doch hat Heine recht. Heimat, das ist nicht nur ein Ort. Heimat ist eine tiefe Verwurzelung in einer gemeinsamen Geschichte. Auch einer Geschichte des Leidens und der Verfolgung. Dazu kommt das Wissen um den einen Gott, um die gemeinsamen biblischen Traditionen, um ethische Normen und gute Gebote für das Zusammenleben als Volk und mit Fremden. Es ist das gemeinsame Erleben von Gebet, Gottesdienst und Festen im Jahreslauf. Und die gemeinsame Sprache.

Auch als Christ kenne ich diese andere, diese geistige, oder nennen wir es „himmlische“ Heimat. In den vergangenen Jahren hat mich mein Beruf in viele Ländern dieser Erde geführt. Ich habe Kulturen erlebt, die

nicht im geringsten an Deutschland erinnerten. Ich war in Slums Indien und Afrika, in Elendsvierteln in Südamerika und im Nahen Osten. Ich habe Russen und Amerikaner besucht. Und überall traf ich Christen. Wir feierten Gottesdienste, lasen die Bibel und beteten miteinander. Ich traf Brüder und Schwestern – und damit ein Stück Heimat.

Wenn wir heute über Heimat nachdenken. Wenn wir von christlichem Abendland sprechen. Wenn wir unsere Wurzeln suchen. Dann dürfen wir diesen Aspekt nicht vergessen: Wir alle haben Orte und Prägungen, Familiengeschichten und Erfahrungen, die uns spüren lassen, was Heimat bedeutet. Aber wir werden hier auf Erden keine perfekte Heimat finden. Diese Welt ist immer nur die „vorletzte“ Wirklichkeit (Dietrich Bonhoeffer).

Aber in dieser Welt haben wir die Möglichkeit, etwas vom Reich Gottes sichtbar werden zu lassen, ein Stückchen Himmel auf Erden zu leben. Wer seine Heimat bei Gott hat, der ist offen dafür, seine „irdische“ Heimat verantwortungsvoll zu gestalten. Und andere einzuladen, dies mit ihm zu tun.

Uwe Heimowski